



Wochentags-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 106.

Samstag, 5. Mai.

1928.

(12. Fortsetzung.)

Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuter.

(Nachdruck verboten.)

Der Rittmeister fuhr erbittert auf.

„Oho — eine ganze Reihe von Argumenten.“

„Mit denen du die Schuld deiner Braut beweisen wolltest? Ich sehe nicht eines. Oder beantworte mir doch bitte mal ein paar Fragen. Erstens und als wichtigstes: Wer ist dieser mysteriöse Konsul d'Arzella?“

„Das weiß ich nicht.“

„Seit wann sollen seine Beziehungen zu deiner Braut angeblich bestehen?“

„Keine Ahnung!“

„Hättest du sie nach ihrem dringenden Wunsche abends vom Theater abgeholt, dann würde sie doch niemals in den „Regent-Klub“ gefahren sein!“

„Natürlich nicht!“

„Und dann hätte dies kuriose Photo nicht zustande kommen können. Im übrigen — das Bild! Welch ein hahnenbüchener Zufall, daß ausgerechnet die Sekretärin dieses Portugiesen mit dir in dem gleichen Abteil fährt; daß ihr ausgerechnet das eine Photo zu Boden fällt, daß sie dir, einem angeblichen Fremden, sofort bereitwillig allerlei Dinge verrät, die sie doch als private Angelegenheiten ihres Chefs streng geheim halten müßte.“

„Das ist eine gewaltsame Konstruktion!“

„Im Gegenteil — das ist das Ergebnis sachlicher, ruhiger Überlegung, zu der du, wie ich ohne weiteres verstehe, in deinem momentanen Gemütszustand natürlich unsfähig bist. — Siehst du — schon diese paar Fragen wecken eine Fülle recht erheblicher Bedenken. Das klappt mit alles zu schön. Das greift alles zu glatt und reibungslos ineinander, um glaubwürdig zu sein.“

Bernt Ystems Stimme schnitt:

„Zweifle, soviel du willst. Die Tatsache der Bekanntschaft zwischen Rena und diesem Manne ist nicht zu leugnen. Und ein Photo lügt nicht.“

„Nur hättest du dich vor allem mal dafür interessieren sollen, wie diese Bekanntschaft und das Bild zustande gekommen sind. Denn daß all diese Aufnahmen für den Frankfurter Kaufinteressenten des „Regent-Klubs“ so Hals über Kopf gemacht und für diesen Zweck noch mitten in der Nacht entwickelt werden mußten, glaub' ich nun und nimmermehr. So schnell schießen die Preußen nicht, daß es bei derartigen Geschäften auf einen Tag mehr oder weniger ankomme. Und wer weiß, was hinter diesem angeblichen Multimillionär und seiner sogenannten Privatsekretärin in Wirklichkeit steckt?“

„Du konstruierst, ich aber halte mich an Tatsachen.“

„Dann tu's gefälligst auch! . . .“ sagte der Paulinenhofer rasch und energisch. „Bisher merk' ich nämlich davon noch verschlaut wenig. Halte dich vor allem an die Tatsache, daß du seit zwei Jahren mit einer Frau verlobt bist, die du nachgerade bis in die letzte Faser ihres Charakters kennen müßtest, und vor der, als Mensch und als Künstler, jeder, der sie kennt, respektvoll den Hut zieht. Auch ich. Denn ich kenne sie ja gleichfalls. War — von eurer Verlobung angefangen — jedesmal, wenn ich in Berlin zu tun hatte, mit euch beiden zu-

sammen; hab' ihr sogar ein paar Mal, wo du verhindert warst, nachmittags zum Tee und abends nach dem Theater Kavalierdienste leisten dürfen. Ich kenne sie, mein Junge. Um wieviel mehr müßtest du sie kennen. Rena Lints Charakter ist lauter wie klares Gold und durchsichtig wie Kristall. Sie ist gleich groß als Künstlerin wie als Mensch. Du aber — du selbstgerechter Phariseer — brichst über sie den Stab, ohne sie überhaupt gehört zu haben. Weil dir offenbar noch immer nicht aufdämmert, welch fabelhaftes Glück es für einen Mann bedeutet, solche Frau gefunden zu haben. Mit leichtem Fingerdruck wirfst du hinter dich, was du mit eisernen Händen halten solltest. Wiegt dein Vertrag gegen sie nicht tausendsach schwerer als der, den Axel Tramin an dir beging?“

Nun hatte sich auch der andere erhoben, als trieb ihn eine Gewalt hoch. Er machte eine Bewegung, dem Freunde entgegen zu treten. Tat auch ein paar Schritte. Bleib stehen. Unschlüssig, bleich, von widerstreitenden Empfindungen zerrissen. Und doch noch immer tief verstrickt in die hochmütige Verbitterung über das, was man ihm angetan.

Hannsjochen Harwigg nickte leise, als bestätigte er sich selbst etwas. Dann kam er heran und legte dem Freunde die Hand auf die Schulter.

„Lassen wir's für den Augenblick. Wir werden noch genügend Zeit finden, alles Erforderliche bis morgen abend, wo ich nach Berlin fahre, in jeder Richtung hin durchzusprechen.“

Bernt Ystems sah in starr an.

„Du fährst morgen abend — nach Berlin? Etwa in meiner Sache?“

„Ja, natürlich in deiner Sache. Denn sonst kriegen mich jetzt im Sommer keine zehn Pferde hin. Aber damit, daß wir uns hier gegenseitig was vorklönen und den lieben Gott einen guten Mann sein lassen, damit schaffen wir überhaupt nichts. Du bleibst natürlich hier. Denn in jeder Beziehung gibt es jetzt keinen besseren Aufenthalt für dich als Paulinenhof. Nur — ehe ich fahre, mußt du mir noch dein Ehrenwort geben.“

„Mein — Ehrenwort?“

„Ja — daß du während meiner Abwesenheit keine Dummheiten begehrst, die nachträglich nicht mal der liebe Gott wieder gutmachen könnte.“

„Ich verstehe dich nicht“ . . . murmelte Bernt Ystems, während über seine bleichen Wangen eine sähne Röte der Scham schoß.

Hannsjochen Harwigg zog langsam die Brauen hoch.

„Du verstehst mich natürlich ganz ausgezeichnet, mein lieber Mann. Sollte es aber wirklich nicht der Fall sein, dann wollen wir's mit aller Taktlosigkeit und Dernheit gleich unmöglich verständlich aussprechen:“

„Ehe ich erfahre, wirst du mir dein Ehrenwort geben, daß du dich nicht etwa während meiner Abwesenheit totschiebst. Mit dieser Absicht nämlich — so weit ich dich kenne, hast du dich in Berlin auf den Zug gelegt. Aber wenn du das tätest, wär's nicht nur eine Erbärmlichkeit gegen Rena Lint, sondern auch eine Mordsdämlichkeit dir selbst gegenüber. Weil meine Fahrt nach Berlin

bestimmt nicht zwecklos ist. Es tut immer gut, den Feind im eigenen Lager aufzusuchen. Und die beste Parade ist der Sieg. Was ich da schaffe und wie ich's schaffe, davon ahne ich vorläufig selbst noch nichts. Aber ich schaff's — darauf nehme ich Gif! Weil ich nun mal traditionell sehr bibelfest bin. Und weil in den sieben Seligpreisungen das Wort steht von den Deutschen, die selig sind, weil sie geistig arm sind, denn das Himmelsreich ist ihrer!"

VIII.

"Der heute nachmittag im Garten des Reichsaufkunftsministeriums stattfindende Wohltätigkeitsfest zum Besten der Kriegsblindenfürsorge dürfte die letzte derartige Veranstaltung vor Beginn der Reisezeit sein. Man wird mit einem bedeutenden materiellen Ertragnis rechnen können und erwartet nicht nur prominente Vertreter der Bühnenkunst und Literatur, der Politik und Wissenschaft, sondern auch die Spitzen der ehemaligen Berliner und Potsdamer Hochgesellschaft, soweit sie noch in der Reichshauptstadt anwesend sind: Dem Ehrenkomitee gehören an . . ."

Und nun folgten, von der Gattin des Reichsaufkunftsministers eröffnet, eine lange Kette mehr oder weniger bekannter, ausnahmslos aber ungemein dekorativer Namen. Auch der des Herzogs Wolf William von Hohenangern.

Als Rena Lint, die gleichgültig und ohne Interesse die Notiz überflogen hatte, auf seinen Namen stieß, ließ sie das Zeitungsblatt sinken und dachte lange nach. Es hielt schwer und bedurfte aller Energie, die Gedanken zu konzentrieren, die seit dem geitrigen Abend im "Regent-Klub" nur noch ein wüstes Trümmerfeld waren. Aber sie erzwang es; denn eine impulsive Eingebung war jählings in ihr hochgeschossen.

Noch einmal nahm sie die Zeitung auf, suchte wieder die Notiz. Bitter enttäuscht entdeckte sie nachträglich eine Bemerkung, die sie vorhin überlesen hatte:

"Da sämtliche Eintrittskarten vergriffen sind, ist der Vorverkauf geschlossen."

Entmutigt wollte sie in ihre apathische Schlaffheit zurückfallen und den Plan als abenteuerlich und hoffnungslos wieder aufgeben. Es wäre ja auch heller Wahnsinn gewesen, gerade dem Manne gegenüber zu treten, der heute Bernt Yskems erbittertster Gegner sein mußte.

Und trotzdem hatte sie sich tief und fest in ihrem Vorzah verstrickt, — daß sie sich erhob, in ihr Boudoir hinüberging, am Schreibtisch nach Feder und Briefbogen griff und schrieb:

"Hoheit!

ich möchte — nein, ich muß Sie sprechen. Sie werden den Grund ohne weiteres ahnen. Und sollte es nicht der Fall sein, so gewähren Sie mir die Möglichkeit, ihn mündlich und persönlich zu erklären. Denn die Zeit eilt, und jede nutzlos verwartete Stunde kann unübersehbares Unheil heraufbeschwören. Ich erachte für diese Begegnung den heutigen Wohltätigkeitsfest im Garten des Reichskanzlerpalais als die günstige Gelegenheit, da die Anwesenheit so vieler Menschen am besten Möglichkeit zu ein paar unauffälligen Worten bieten würde. Leider lese ich, daß der Vorverkauf bereits geschlossen ist. Doch vielleicht können Sie, als Mitglied des Ehrenausschusses, mir doch noch eine Karte zur Verfügung stellen. Ich wäre Ihnen zu tiefstem Herzen dankbar. Rena Lint."

Sie schrieb die Anschrift, klingelte nach der Jose und übergab ihr den Brief.

Ziehen Sie sich schnell an, Elise, nehmen Sie eine Autotaxe und fahren Sie nach dem Wilhelmplatz siebzehn zum Palais des Herzogs von Hohenangern. — Sollte er nicht daheim sein, lassen Sie sich vom Pförtner oder Leibjäger jagen, wo sie ihn antreffen. Denn in Berlin ist er bestimmt. Auf jeden Fall erreichen Sie ihn, sorgen dafür, daß er diesen Brief erhält und warten, ob Sie etwas für mich mitbekommen. Und verlieren Sie keine Zeit. Es ist eine Angelegenheit von Elfe und großer Bedeutung."

Eine halbe Stunde später händigte ihr die Jose ein Kuvert aus eßensbeigetöntem, schwerem Bütten aus. Sie öffnete es und fand eine Visitenkarte und einen Brief.

"Hochverehrtes, gnädiges Fräulein!

"Ich bin vollkommen „ausverkauft“ und vermochte nicht einmal mehr den Wünschen verschiedener naher Bekannter gerecht zu werden. Doch ich sende Ihnen angeschlossen als Legitimation meine Karte, die Sie am Eingang nur vorzuweisen brauchen, um ungehindert zu passieren. Entsprechende Anweisung werde ich geben. Im übrigen bin ich selbstverständlich zu Ihrer Verfügung.

Wolf-William Hohenangern."

(Fortsetzung folgt.)

Flieder.

Von Heinz Welten.

Noch vor vier Jahrhunderten hätte man in Mitteleuropa vergeblich nach einem Fliederstrauch suchen müssen, nach dem Strauch, der noch heute in jedem Bauerngehöft anzutreffen ist. Peter Andreas Mattioli, Leibarzt und Botanikus Seiner Majestät Kaiser Karls V., war der erste, der im Jahre 1544 eine Abhandlung über eine neue fremdländische Pflanze veröffentlichte, die er im Lande der Türken gesehen hatte und die er um des köstlichen, schweren Duftes willen, der ihren Blüten entströmte, für würdig erachtete, selbst in den Gärten seines Kaisers einen Platz zu finden. "Lilac" taufte er den schönen Strauch um seiner lilaarbenen Blütentrauben willen. Allein seine Anregung verhältnis ungehört. Die Zeit war hart und kriegerisch. Erst im Jahre 1589 glückte es den Gärtnern, die sich viele Mühe mit dem kostbaren Fremdling gaben, einen Lilacstrauch zum Blühen zu bringen.

Des Menschen Geschlecht ist ein wunderlich Geschlecht, und das Schillerwort von der Gewohnheit, die er seine Amme nennt, ist ihm auf den Leib geschrrieben. Wer denkt noch heute im Maien, wenn an allen Wegen und in allen Gärten die Fliedersträuche blühen, daran, daß diese so „gewöhnlichen“ Fliedersträucher noch vor wenigen Jahrhunderten hoch geehrt und geschätzt wurden? Was ist uns heute ein blühender Fliederstrauch? Ein hübscher, erfreulicher Anblick, an dem wir vorübergehen, ohne uns lange bei ihm aufzuhalten. Doch der Flieder lädt die Aufmerksamkeit, mit der der Mensch seine große Unpussungsfähigkeit an das mittel- und nordeuropäische Klima ihm vergolten hat, nicht ungestraft. Er ist die Pflanze, die in den Köpfen der Menschen die meisten Verwirrungen anrichtet und nur wenige sind sich über ihn völlig im klaren.

Mit dem Duft fangen die Irrtümer an. Zwar wird den lieblichen, starken Duft von Fliederblüten jedermann un schwer erlernen. Doch, wenn man Tausende von Blättern mit Fett auskocht, dann destilliert und so das Parfüm konzentriert gewinnt, dann riecht es genau so wie das der Tuberose. Das wissen die Parfümfabriken auch und sie denken daran, wenn sie Tuberoseparfüm machen.

Allein nicht nur der Geruch der schönen Pflanze gibt zu Täuschungen Anlaß. Schon ihr Name, der deutsche sowohl wie auch der gelehrt lateinische, *Syringa vulgaris*, ist von jeher eine Quelle der mannigfachen Verwechslungen gewesen. Aus dem Wort *Seringa*, mit dem in Afrika der gemeine Flieder bezeichnet wird, formte Linnaeus das Wort *Syringa*. So bekam die orientalische Pflanze einen streng klassischen Namen, der an *Syrinx* anknüpfen soll, an die junge afrikanische Nomade, die schöne Tochter des Flussgottes *Uadon*, die auf der Flucht vor Pan von den Göttern in eine Pflanze verwandelt worden war. Der verliebte Halbgott, der nun wohl oder übel von der Verfolgung abstehen mußte, wollte sich gleichwohl nicht umsonst angestrengt haben und darum schnitt er von der Pflanze, in die die junge Nomade verwandelt worden war, einige Zweiglein ab und bildete aus ihnen die *Uanftöte*, die von den Griechen "Syrinx" genannt wurde. Das ist eine recht hübsche und unterhaltliche Geschichte; aber als Linnaeus in der Erinnerung an die junge schöne *Syrinx* das afrikanische Wort *Seringa* in *Syringa* umwandelt, beginnt er gleichwohl einen groben Fehler. Denn die alten Griechen kannten den Flieder noch gar nicht, und darum verwandelten sie die Tochter des *Uadon* auch nicht in eine *Syringa*, sondern in ein Schilfrohr. Doch Linnaeus kann sich mit anderen trösten. Denn er blieb nicht der einzige, den die hochsitzende Pflanze zu Anachronismen verleitete.

Ein anderer Irrtum ist jener, der sich an den Namen "Flieder" knüpft. Wenn man in ein Blumengeschäft geht und einen Fliederzweig fordert, dann erhält man überall

eine schöne weiße oder blaukarbene Springenbolde. Geht man aber in die Apotheke und verlangt dort Blütertee, dann bekommt man — Holunderblüten! Wie ist das zu erklären?

Wir müssen weit zurück, bis in das 18. Jahrhundert zurückgehen, wenn wir eine Lösung für das wunderliche Wissensvermögen finden wollen. Damals herrschten in der Botanik noch arge, anarchische Zustände. Noch kannte man kein botanisches System, in das man die vielen Tausende von Pflanzen hätte einreihen können. Noch tauschten die Naturforscher ihre Beobachtungen nur selten miteinander aus, was bei den schlechten Verkehrsverhältnissen oft auch unmöglich gewesen wäre, und jeder, der sich mit Botanik beschäftigte, begnügte sich damit, eine Pflanze, die er fand und noch nicht kannte, genau zu beschreiben und ihr einen Namen zu geben, ohne sich darum zu kümmern, ob irgendein anderer die nämliche Pflanze schon beschrieben und sie anders getauft oder ob ein Dritter den Namen, den er gewählt, schon für eine andere Pflanze bestimmt hatte. Und da jeder Botanikus, so weit er einen gewissen Ruf besaß, natürlich auch einen Kreis von Schülern hatte, die seine Lehren weiter verbreiteten, so entstand ein Wirrwarr und ein Sammelsurium von Pflanzennamen, in dem kein Mensch sich mehr zurechtfinden konnte, bis Linnaeus auftrat, der mit Hilfe eines künstlichen Systems Ordnung zu schaffen suchte und diese Riesenauflaue auch mit Glück durchführte. Doch noch immer blieben einige Erinnerungen an jene Zeit, da jeder die Pflanzen benannte, wie er Lust wollte, und der Blüter, der noch heutigen Tages mit dem Holunder verwechselt wird, gehört zu jenen Erinnerungen.

Die einäugige Prinzessin Eboli.

Von E. Gräfe-Lörcher (Sevilla).

Wer von den vielen Tausenden, die im Laufe der Jahrzehnte die Prinzessin Eboli in Schillers genialem Drama „Don Carlos“ sahen, ahnt, daß die historische Prinzessin Eboli den katastrophalen Schönheitsfehler besaß: einäugig zu sein! Wird der Tod des unglücklichen Infanten Don Carlos wohl für ewig ein ungeliebtes Dunkel bleiben — weil König Philipp II. sorgfältig alle Alten verbrennen und vernichten ließ, die mit dem frühen Tode seines Thronerben in Verbindung standen —, so haben neuere Studien und Archivfunde der spanischen Geschichte uns das Bild der Prinzessin Eboli, auch in bisher unbekannten Porträts und Gemälden spanischer Hofmaler (z. B. Patoja de la Creu), die überraschende Tatsache ihrer Einäugigkeit auch plastisch vermittelt. Man kannte schon damals den Notbehelf, ein fehlendes Auge durch ein Glasauge zu ersetzen. Die Prinzessin Eboli aber erland den eigenartigen Ausweg: das fehlende Auge durch — ein schwarzes Samthörnchen zu verdecken, das an zwei schmalen Samtbanden unter der Frisur herabhängt, und die Linien der an und für sich schönen und hohen Stirn nicht beeinträchtigte. Trotz dieses Schönheitsfehlers stieg sie zur Mätresse des sonst so herb-verschlossenen, misstrauischen Königs Philipp II. auf. Als zwölfjährige an den schon alternden Prinzen Eboli verheiratet, zog sie sich auch nach dem baldigen Tode ihres Gatten nicht auf seine ererbten, reichen Güter zurück, sondern blieb am Hofe. Sie begann bald, ihre unheilvollen Ränke und Intrigen zu spinnen. Das Schiller sie im „Don Carlos“, trotz der ihm damals nur in beschränktem Maße zur Verfügung stehenden Quellen, so ungemein richtig und scharfsinnig historisch streng gezeichnet hat, zeigen uns neue Funde in den Archiven. Denn ihre, im „Don Carlos“ gezeichnete Intrige war nur eine der vielen in ihrem an Ränken so reichen Leben! Ihr Einfluß und ihre Macht über den König muß damals so stark und gefürchtet gewesen sein, daß niemand in der Hofgesellschaft sie zu denunzieren wagte, als sie die Geschmacklosigkeit und die Kühnheit besaß, den König, förmlich unter seinen Augen, mit seinem eigenen Geheimsekretär Antonio Perez zu hintergehen.

Ein spanischer Edelmann, Don Escobedo, hatte das Unglück, durch Zufall in das Liebesverhältnis zwischen der Eboli und Perez eingeweiht zu werden. Das saubere Paar fürchtete Aufklärung beim König und beschloß deswegen, Escobedo als Mitwisser für immer unschädlich zu machen. Der Bruder des Königs, der als Sieger der Seeschlacht von Lepante berühmte, bei dem Soldaten wegen seines Muttes vergötterte Don Juan d’Austria, lämpte damals auf Befehl des Königs in den Niederlanden, um die im Abfall begriffenen Provinzen dem Einfluß Spaniens zu erhalten. Don Juan entsandte seinen Vertrauten und Kämpfer, Don Escobedo, nach Madrid, um über den Gang der kriegerischen Ereignisse dem König mündlich Bericht zu erstatten. Die Eboli und der Sekretär Perez begannen nun ihre infamen Ohrenbläsereien beim König. Perez be-

hauptete, Escobedo habe ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, daß er auf Befehl von Don Juan d’Austria nur nach Madrid jetzt käme, um hier die Stimme für einen von Don Juan geplanten Handstreich auszukundschaften. Don Juan wollte bei seiner Beliebtheit den König entthronen und selbst den Thron besteigen. Der stets misstrauische, zudem auf die Waffenerfolge von Don Juan neidische König glaubte den Zufüllungen nur zu bereitwillig und gab seinem Geheimsekretär ein Blankocheck: Don Escobedo vor seiner Rückkehr in die Niederlande zu ermorden. Der Haushofmeister des Perez führte im Dunkel der Nacht auf einer Straße den tödlichen Dolchstich gegen Escobedo. Auch die Namen der Helfershelfer sind in der Chronik aufgezeichnet geblieben, die zum Lohn aus des Königs Schatzenkammer je einen Beutel mit Dukaten und den Eintritt in des Königs Heer im Offizierrang erhielten.

Die Familie des Ermordeten jedoch unternahm es, den schändlichen Einfluß der Eboli endlich zu brechen. Sie näherte sich des Königs zweiten Sekretär, Don Basco, der den Perez wegen seiner Brutalität längst hörte. Basco gewann des Königs Ohr, und klärte diejenigen über den wahren Sachverhalt und die Gründe der schändlichen Beiseitigung des tapferen Don Escobedo auf. Die Wut des Königs, so lange schon vor seinem eigenen Hause den Gehörnten gefüllt zu haben, muß so unermeßlich gewesen sein, daß ihn seine — noch heute bei den Spaniern sprichwörtliche — diplomatische Klugheit verließ, und er beide Schuldige: die Eboli und Perez, ins Gefängnis setzen ließ. Dann sah der König wohl ein, daß es bei der ganzen Sachlage wohl besser sei, einen offenen Prozeß zu vermeiden. Er ließ nach echt spanischem Gerichtsverfahren den Prozeß hinschleppen und die Prinzessin Eboli über elf Jahre im Kerker schmachten. Ihr Komplize, Perez, war so glücklich, nach seinem ersten missglückten Fluchtversuch in Saragossa von des Königs Höchtern wieder ergreift, das zweite Mal bis nach Frankreich zu kommen. Er gewann vor seinen Verfolgern dadurch einen Vorprung, daß er mit der Tochter seines Gefangenewärters, die sich in ihn verliebt hatte, die Kleider tauschte. Sie blieb in seinen Kleidern in seinem Kerker, bis er über die Grenze war. Er starb nach Jahren in Paris, völlig verarmt und vereinsamt.

Frauen-Zeitung

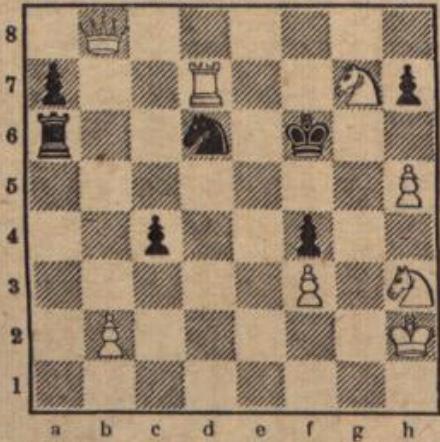
Der Zauber der Blondine. Ein amerikanischer Gelehrter hat kürzlich erklärt, daß die Blondinen aussterben und daß es am Ende unseres Jahrhunderts keine blonden Frauen mehr geben wird. Aber man hat auch schon früher darüber gesagt, daß das „Goldhaar“ immer seltener werde, und so darf man wohl annehmen, daß die blonden Frauen auf der Erde stets in der Minderzahl waren und daß sich daher zum großen Teil der Zauber beschreibt, den sie im Laufe der Geschichte ausgeübt haben. Von den Tagen Evas bis zu der blonden Lorelei Lee, der Helden der erfolgreichen Geschichte „Blondinen bevorzugt“ von Anita Loos, ist das goldene Haar stets das Entzücken der Männer gewesen. Die Frauen der römischen Kaiserzeit schmückten sich mit den blonden Haaren der Germaninnen, und die großen Damen der Renaissance ließen sich das Haar im Sonnenlicht bleichen, um jene Blondheit zu erzielen, die in den Bildern der Venezianer triumphiert. Goldhaarig war die Venus der Griechen, und die drei Grazien werden als Blondinen gefeiert. Die schöne Selena erstrahlte in blondem Haar, und die Jungfrau Maria ist auf vielen Bildern als Blondine dargestellt, weil man nun einmal das Schönheitsideal von dieser Farbe nicht trennen konnte. Dass die Engel blond auf den Bildern erscheinen, ist ganz selbstverständlich. Die Dichter aller Zeiten haben Frauen mit hellen Haaren angebetet. Dante besingt die goldenen Locken seiner Beatrice, und Tasso gestaltete das Wunderbild seiner Armida nach der blonden Schönheit der Herzogin Eleonore von Este. Blond waren die berühmten Frauen der Geschichte, die durch ihre Schönheit die Welt beherrschten. Würde man Maria Stuart so feiern, wenn ihre Locken, die der Händler mit dem Kopf vom Rumpfe trennte, nicht blond gewesen wären? Ist uns die Erscheinung der unglücklichen Marie Antoinette nicht besonders rührend wegen ihrer Blondheit? Ninon de L’Enclos, die schönste Frau ihrer Zeit, konnte einem ihrer Liebhaber sein größtes Desir bringen, als das sie sich ihre blonden Kleider abschnitt, damit er keinen Anlaß zur Eifersucht mehr habe. Auch heute noch ist die Blondine das Ideal des Films und der Revue, und sie wird diesen Ruhm so lange besitzen, als der goldene Haarschmuck eine Seltenheit ist, die stets auffällt. Mag uns auch die moderne Psychologie darüber aufklären, daß die Blondine lächerlich, egoistischer und berechnender sei als die Brünette — sie wird doch immer die Männer zu ihren Füßen sehen.

Spiele und Rätsel

Schach

Bearbeitet von Gustav Mohr.

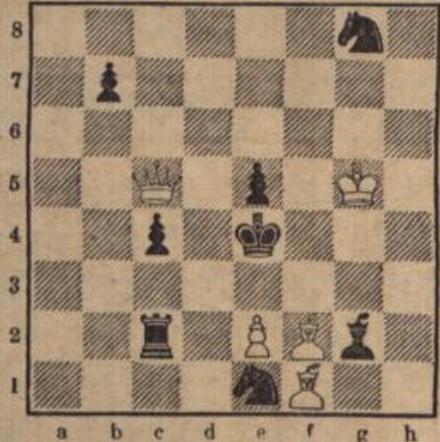
Nr. 40. E. Schellenberg †, Wiesbaden.



Weiß: Kh2, Db8, Td7, Sg7, h3, Bb2, f3, h5.
Schwarz: Kf6, Ta6, Sd6, Ba7, c4, f4, h7.

Matt in 3 Zügen.

Nr. 41. L. Göring, Wiesbaden.



Weiß: Kg5, Dc5, Lf1, f2, Be2.
Schwarz: Ke4, Tc2, Sf1, g8, Lg2, Bb7, c4, e5.
Matt in 3 Zügen.

Die Amateurfrage hat nicht allein für die bevorstehenden Olympischen Spiele in Amsterdam ihre Bedeutung, sondern auch für Wiesbaden, da die Wettkämpfe in der Schachfestwoche des kommenden August ausschließlich für Amateure ausgeschrieben werden. Die Regelung dieser Angelegenheit wäre einfach, wenn der Amateur das Gegenstück eines Berufsspielers wäre. Der Berufsspieler, der, wie das Wort besagt, den Sport als Beruf betrachtet, spielt des Verdienstes halber, während der Amateur den Sport des Sports wegen betreibt und keine materiellen Vorteile daraus zu erzielen wünscht. Es kommt jedoch vor, daß der Amateur sich dem Berufsspieler bedenklich nähert, die richtige Grenze aber festzustellen ist meistens äußerst schwierig. In England hat man die Frage in der Weise gelöst, daß man keinen Unterschied zwischen Amateur und Berufsspieler macht. Nicht so bei uns und den übrigen Kulturländern. Dadurch ist die Sache hier komplizierter, denn auch mit dem Olympischen Eid, daß man nur aus reiner Liebe zum Sport denselben ausübt, kommt man nicht weiter. Denn wer kann heute aus reiner Passion Sport treiben, ohne einem Beruf nachzugehen, der ihm die Mittel zur Existenz bietet. Wenn Training und Teilnahme an einem Wettbewerb den Teilnehmer für längere Zeit von

seiner Berufstätigkeit fernhält, so ist es sehr wohl verständlich, wenn er von sportfördernder Seite einen Ersatz erwartet, um Einkommen und Sportausübung in Einklang zu erhalten. Ist nun z. B. die Gewährung von Reise- und Aufenthaltsgeldern eine Ueberschreitung des Amateur-Begriffes? Schon hier fängt die Schwierigkeit einer genauen Unterscheidung zwischen Amateur und Berufsspieler an. Leider kommt noch hinzu, daß bei den meisten Sportlern die Geldmittel in umgekehrtem Verhältnis zu ihren Leistungen stehen, sodaß es ihnen nicht möglich ist aus eigenen Mitteln ihr Können weiten Kreisen zu zeigen. Auch treibt der Ehrgeiz viele sich einen allgemein anerkannten Namen zu machen, dies zu erreichen sind sie gezwungen Anerbietungen und Einladungen anzunehmen, die deutlich das Gepräge von Unterstützungen an der Stirn tragen. Alles dies streift nahe an das Materielle, was doch nach dem Amateurparagraphen verpönt ist. Heute ist die Amateurfrage noch ein Problem, dessen Lösung nach modernen und zeitgemäßen Gesichtspunkten dringend erforderlich ist.

Partie Nr. 9. Spanisch.

Gespielt im Jubiläums-Turnier zu Berlin im Februar 1928.
Weiß: L. Steiner, Schwarz: Helling.

1. e4—e5, 2. Sf3—Sc6, 3. Lb5—a6, 4. La4—Sf6, 5. 0—0—Le7, 6. Tel—b5, 7. Lb3—0—0, 8. c3—d5. Dieses Bauernopfer stammt von Marshall, ist jedoch nicht ausreichend. 9. e×d5—S×d5, 10. S×e5—S×e5, 11. T×e5—Sf6, 12. d4—Ld6, 13. Tel—Sg4, 14. h3—Dh4, 15. Df3—S×f2, 16. D×f2??—Lh2!, 17. Kf1—Lg3, 18. D×f7??—T×f7+! Aufgegeben.

Lösungen: Nr. 32. 1. Ke7—Lc7, 2. Dc8+; 1. ... La7, 2. Da8+; 1. ... d6+, 2. K×d6; 1. ... Ke6, 2. Dh1+; 1. ... Kf6, 2. D×b8+. Angegeben von Ludw. Nickel. — Nr. 33. 1. La8—L×g2, 2. Db7; 1. ... Le2, 2. g3+; 1. ... Le3, 2. Df1#. Angegeben von Ingenieur Schmitt.

Rätsel

Bilderrätsel.



Die Schule.

Obgleich in der Schule zahlreiche Zöglinge waren, hörte man doch kaum einen Laut, zuweilen vernahm man nur eine Art Geflüster: man konnte es den Zöglingen aber nicht zurechnen. Gesprochen wurde nur, wenn der höhere Vorgesetzte oder sonstige Personen kamen, die sich für die Zöglinge interessierten. Die Zöglinge waren im allgemeinen willfährig; einige mußten allerdings vorübergehend gefesselt werden.

Elegante Welt.

Wenn auch die u nicht in der l gefunden,
Laß ich sie gerne mir — in Mengen — munden.
Ohne u und ohne l zierte sie den Herrn;
Denn wieder ist die Knopflochblum' modern.

Die Namen der zehn ersten Eissender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterausstattungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 100.

Bilderrebus: Wilhelm Tell in Küsnacht. — Verschieberrätsel: Am Werk erkennt man den Meister. — Logograph: Wende, Wunde, Winde.

Richtige Lösungen sandten ein: Hilde Häupler aus Sonnenberg und Mina Hehner aus Mainz.